

Rezensionen

Peter Birke & Max Henninger
(Hg.): *Krisen Proteste. Beiträge
aus Sozial.Geschichte Online.*
Berlin/Hamburg: Assoziation
A 2012, 309 Seiten

Mit Beginn der globalen Krise formierten sich in den letzten Jahren weltweit Protestbewegungen und Revolutionen. Ob auf dem Syntagma-Platz in Athen, dem Puerta del Sol in Madrid oder dem Tahrir-Platz in Ägypten, vielerorts demonstrierten Menschen gegen die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise und die herrschenden Verhältnisse.

Der vorliegende Sammelband widmet sich den unterschiedlichen sozialen Konflikten und Kämpfen und versucht, anhand von sozialhistorischen Fallstudien eine Zwischenbilanz zu ziehen. Dabei geht es den Herausgebern nicht darum, Bekenntnisse oder Prognosen zusammenzustellen, sondern vielmehr zu „einer Sammlung von Fragen beizutragen, die sowohl die Krise als auch die Proteste betreffen“ (8). Gleichzeitig setzt sich das Buch zum Ziel, der bundesdeutschen Debatte über „Krisen und Proteste in anderen Teilen der Welt [...] Einblicke in konkrete Protestgeschichte, ihre Möglichkeiten, Verläufe und auch ihre Begrenztheit entgegenzusetzen“ (37).

Die insgesamt 12 Beiträge, die in den vergangenen zwei Jahren bereits in der Zeitschrift *Sozial.Geschichte Online* erschienen sind, zeichnen ein breites Spektrum der weltweiten Protestbewegungen, wobei ein klarer Fokus auf die europäischen Konflikte zu erkennen ist. Leider ist im Aufbau des Buches keine Systematik erkennbar, so dass die Beiträge aneinandergereiht wirken. Der erste

Beitrag des Buches ist eine Mischung aus einer Einleitung und sozialhistorischer Analyse des Krisenzusammenhangs. *Peter Birke* und *Max Henninger* sprechen darin nicht nur von „einer Krise, sondern von einem komplexen Krisenzusammenhang, in dem sich eine Vielzahl zwar verwandter, aber nicht auf eine einzige Dynamik reduzierbarer Entwicklungen überschneidet“ (8). So erkennen die Verfasser, dass die gegenwärtige Krise sowohl das Finanz-, das Währungs-, das Staats-, das Ernährungs- als auch das ökologische System betrifft. Gleichzeitig sehen sie darin „den Endpunkt eines mehrere Jahrzehnte langen Zyklus“, dessen Ursprung sie in den frühen 1970er Jahren datieren und bei dem sie bis heute sechs kleinere Konjunkturzyklen unterscheiden. In ihrer sozialhistorischen Untersuchung thematisieren Birke & Henninger die Ursachen der Krisen in den 1970er und 1980er Jahren, wobei sie auch auf deren Folgen für die ArbeiterInnen eingehen. Dabei gelingt es ihnen, die Konflikte der Länder des Globalen Südens in den weltweiten Kontext einzubinden. So wird deutlich, dass sich die Entwicklung hier ganz anders darstellte als im globalen Norden und hauptsächlich mit den neoliberalen „Austeritäts-, Privatisierungs- und Liberalisierungsdiktaten“ (26) zusammenhängt. Im Anschluss an diese Analyse versuchen Birke & Henninger, die ökonomischen Zusammenhänge „und mehr noch die theoretischen und praktischen Herausforderungen von heute mit denen von damals zu vergleichen“ (29). Dies beschränkt sich allerdings darin, die elementarste Gemeinsamkeit der unterschiedlichen Kämpfe herauszuarbeiten, die darin

besteht, dass diese den „Anspruch auf eine gesicherte Reproduktion des eigenen Lebens“ (31) erheben. Indem die beiden Autoren die unterschiedlichen Artikel des Buches in ihre vergleichende sozialhistorische Untersuchung der Krisenzyklen und Proteste einbeziehen, stellen sie eine Klammer zwischen den Beiträgen her.

Im zweiten Artikel beschreibt *Helmut Dietrich* chronologisch die Entstehung und den Verlauf der Proteste in Tunesien, dem Land, in dem die Arabische Revolution ihren Anfang nahm. Seinen sehr detaillierten Überblick ergänzt er durch Kommentare und Prognosen.

Die Schuldenkrise sowie Protestbewegungen in Griechenland stehen im Mittelpunkt der beiden anschließenden Beiträge. *Karl-Heinz Roth* sieht Griechenland als das „Epizentrum der europäischen Schuldenkrise“ (79) an. Er bietet hauptsächlich eine historische Darstellung des Krisenverlaufes, beginnend mit dem Beitritt des Landes zur Europäischen Gemeinschaft 1981 über den Eintritt ins Europäische Wirtschaftssystem 1993 bis heute. Sein Hauptaugenmerk legt er auf den Zeitraum der gegenwärtigen Wirtschaftskrise sowie die austeritätspolitischen Maßnahmen der Troika. Demgegenüber nimmt *Gregor Kritidis* die Akteure und Strategien des Widerstandes in den Blick. Sein Beitrag stellt somit eine Ergänzung zum Text von Roth dar. Ihm gelingt es, eine Chronologie des Widerstandes seit dem Beginn der Krise mit einer Analyse der Akteurskonstellation zu verbinden und zugleich die Proteste in ihrem historischen Kontext zu verorten. Dabei erkennt er auch die Schwächen der unterschiedlichen Akteure sowie das Potenzial faschistischer Parteien und Organisationen.

Besonders gelungen ist der kurze Artikel von *Max Henninger* zu Ernährungskrisen und Hungersnöten in der Sahelzone und Ostafrika. Im ersten Teil zeichnet der Autor kurz die Abfolge der Ernährungskrisen im Sommer 2010 und 2011 nach, von denen mehr als 20 Millionen Menschen betroffen waren. Dabei benennt er auch die langfristigen Folgen und die Veränderungen von Reproduktionsweisen. Im zweiten Teil zeigt er die Ursachen der Hungerkatastrophen im Kontext ökonomischer und wirtschaftspolitischer Entwicklungen auf.

Die weiteren Artikel befassen sich mit Protesten und Widerstand in Spanien (*Andy Durgan & Joel Sans*), den USA (*Silvia Federici & Max Henninger*), Deutschland (zwei Beiträge von *Peter Birke*), England (*The Free Association*), Italien (*Kristin Carls*) und China (*Pun Ngai & Lu Huilin*). Insgesamt bietet der Sammelband einen guten Überblick über die jüngsten Protestbewegungen. Allerdings wird der Leser vielfach mit einer reinen Chronologie der Ereignisse konfrontiert, was dem Buch die analytische Schärfe raubt, die man sich für dieses Thema wünschen würde. Schlussfolgerungen oder Ausblicke bleiben den Lesern leider auch vorenthalten. Die Stärke des Bandes liegt vor allem in seiner detaillierten Zusammenfassung des Krisen- und Protestverlaufes.

Felix Syrovatka

Thomas Kruchem: *Der große Landraub. Die Bauern des Südens wehren sich gegen Agrarinvestoren*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2012, 144 Seiten

„Land grabbing“, „Landraub“, „großflächige Landkäufe“ oder „ausländische

Direktinvestitionen in Land“ – je nach politischer Perspektive unterschiedlich bezeichnet, es geht stets um dasselbe Phänomen: Verkauf oder Verpachtung großer landwirtschaftlicher Nutzflächen an international tätige Investoren. Im Zuge der globalen Nahrungsmittelpreiskrise, der Finanzkrise und der Energiekrise haben die Investitionen im Agrarsektor seit Mitte der 2000er Jahre weltweit beträchtlich zugenommen. Meist sind es Unternehmen aus dem Globalen Norden und den Schwellenländern, die in Lateinamerika, Südostasien, Subsahara-Afrika und Osteuropa mit dem Ziel der Produktion von Nahrungsmitteln für den Export oder von Agrarkraftstoffen investieren. Die negativen sozialen und ökologischen Auswirkungen sind hinlänglich bekannt. Weitaus weniger wissen wir darüber, wie die betroffenen Menschen mit dem rasanten landwirtschaftlichen Wandel und seinen Folgen umgehen. Dieser Frage geht der Journalist Thomas Kruchem in seinen engagierten Reportagen nach. „Agrarinvestitionen können auch in armen und undemokratisch regierten Ländern Positives bewirken – lautete meine erste Einschätzung“ (11), die er nach seinen Recherchen jedoch revidieren musste: „Belege für positive Effekte habe ich auf meinen Reisen allerdings nur gefunden, soweit es Deviseneinnahmen der Regierung und gute Geschäfte für staatstragende Eliten betrifft.“ (ebd.)

Kruchem hält sich nicht lange damit auf, die in zahlreichen anderen journalistischen und wissenschaftlichen Publikationen ausgeführten Daten, Fakten und Erklärungen für „land grabbing“ zu wiederholen. Nach einer knappen Einleitung stellt er anhand von Beispielen aus fünf Ländern anschaulich dar, was der gegenwärtige landwirtschaftliche

Wandel für die ländliche, insbesondere die kleinbäuerliche Bevölkerung dort bedeutet. In Uganda wurden 4.000 Menschen aus einem Dorf vertrieben, das einer Kaffeeplantage weichen musste. Auf tausenden weiteren Hektar werden Zuckerrohr und Ölpalmen für die Agrarkraftstoffproduktion angebaut. In Kambodscha wird der Regenwald für Gummibaumplantagen gerodet – was nicht nur ökologische Folgen hat, sondern auch indigenen Bevölkerungsgruppen ihre Lebensgrundlage nimmt. Im Mittelpunkt der Reportage über Argentinien steht die Kritik am Agrarmulti Monsanto. 90 Prozent des argentinischen Saatguts, so Kruchem, würden von dem Unternehmen geliefert – gentechnisch so verändert, dass es gegen Glyphosat resistent ist. Auf diesem Wirkstoff basiert Monsanto's wichtigstes Pflanzenschutzmittel, das in Argentinien großflächig auf die Soja-plantagen gesprüht wird. Klagen aus der ländlichen Bevölkerung über gesundheitliche Folgen dieser Praxis erwidert das Unternehmen mit dem Hinweis, dass Studien eine Gefährdung durch das Herbizid bisher nicht hätten nachweisen können. Auf den Philippinen ist die Landverteilung schon lange ein umkämpftes Thema. Die Landreform von 1988 sieht vor, dass Einzelpersonen maximal fünf Hektar Anbaufläche besitzen sollen. Seither kämpfen Nichtregierungsorganisationen und die bäuerliche Bevölkerung gegen Großgrundbesitzer für die Umsetzung des Landgesetzes. Äthiopien steht wie kaum ein anderes Land auf dem afrikanischen Kontinent sinnbildlich für Hungersnot und ländliche Armut – und ist heute einer der Staaten, in denen der Wandel hin zu einer großflächigen, exportorientierten Landwirtschaft in Afrika am stärksten vorangetrieben wird.

Kruchem überschreibt seine Reportage über das Land am Horn von Afrika prägnant mit „Wer profitiert?“.

Die ländliche Armutsbevölkerung profitiert von den Umnutzungen meistens nicht, wie der Autor in seinen Beispielen eindrücklich schildert. Er vermittelt ein umfassendes Bild der Auswirkungen des weltweiten Wandels in der Landwirtschaft aus der Perspektive der lokalen Bevölkerung in Afrika, Asien und Lateinamerika. Das Buch bildet zahlreiche Aspekte gegenwärtiger landwirtschaftlicher Transformation im Globalen Süden ab, die sich nicht nur auf Verkauf und Verpachtung großer Flächen an „ausländische“ Akteure beschränkt. Deutlich wird, wie schwierig es ist, die ländliche Bevölkerung in den betreffenden Ländern nicht als passive Opfer von „land grabbing“, sondern als aktiv Handelnde darzustellen, wie es der Untertitel des Buchs verspricht. Denn die negativen sozialen Folgen der landwirtschaftlichen Transformation kommen insgesamt stärker zum Ausdruck als der Widerstand dagegen. Einzelne Beispiele lokaler Kämpfe sind beeindruckend – so die Straßenblockaden indigener Gruppen in Nordargentinien oder der Dorfbevölkerung im Nordosten Kambodschas. Besonders würdigt Kruchem die Arbeit der lokalen Partner der den Band herausgebenden Organisationen MISEREOR und „Brot für die Welt“. In allen fünf Reportagen stellt er ausführlich die Aktivitäten der Partnerorganisationen der kirchlichen deutschen Entwicklungszusammenarbeit in den jeweiligen Ländern im Bereich landwirtschaftliche Beratung und Landrechte dar. Er beschreibt überzeugend die ebenso mühsame wie wichtige Arbeit der lokalen und nationalen Nichtregierungsorganisationen,

die Kleinbäuerinnen und Kleinbauern dabei unterstützen, ihre Rechte auf Land durchzusetzen, ihre Anbaumethoden zu verbessern und ihre Produkte auf die jeweiligen Märkte bringen zu können. „Für die Zukunft dieser Kinder kämpfen Organisationen der Zivilgesellschaft – in Zusammenarbeit mit MISEREOR und ‘Brot für die Welt’“ (89), lautet eine der Bildunterschriften. Auch wenn Kruchem auf der nächsten Seite darauf hinweist, dass „sogar die Zusammenarbeit mit den europäischen Hilfswerken“ (90) unter den beteiligten Initiativen im argentinischen Beispiel umstritten sei – gerade, weil die Reportagen so eindrücklich und überzeugend sind, scheint die Grenze zwischen journalistischer Berichterstattung und Öffentlichkeitsarbeit für die herausgebenden Organisationen manchmal zu verschwimmen.

Bettina Engels

Bettina Engels & Corinna Gayer (Hg.): *Geschlechterverhältnisse, Frieden und Konflikt. Feministische Denkanstöße für die Friedens- und Konfliktforschung*. Baden-Baden: Nomos 2011, 152 Seiten

Dieses Buch ist ein erfreulicher Gegenpol innerhalb der Friedens- und Konfliktforschung (FKF), die sich nur noch selten als Intervention gegen (Denkmuster für) militarisiertes Regierungshandeln versteht.

Gleich in der Einleitung fällt auf, dass es nicht der verbreiteten Differenzierung in liberale, radikale und konstruktivistische Genderansätze folgt, sondern stattdessen aktuelle Arbeiten entweder feministischen oder gendersensiblen Zugängen zuordnet. „Als feministisch erachten wir nur solche Ansätze, welche die Kritik von gesellschaftlichen und

politischen Macht- und Herrschaftsverhältnissen in ihre Analyse einbeziehen.“ (13) Die Bedeutung von Herrschaftskritik für feministische Forschung bekommt damit die entsprechende Aufmerksamkeit und wird so pointiert in der FKF sichtbar gemacht.

Mehrere Beiträge des Sammelbandes beschäftigen sich mit Ansätzen der Konfliktbearbeitung und Friedensförderung in Nachkriegsgesellschaften: *Antje Daniel* reflektiert die Ausweitung der Handlungsräume für Frauenorganisationen und die Verankerung von Frauenrechten in der Verfassung von Kenia. *Susanne Buckley-Zistel & Magdalena Zolkos* untersuchen *Transitional-Justice*-Prozesse unter geschlechterspezifischem Blick – ein reichhaltiger Überblick über zahlreiche Aspekte zum Thema der Gerechtigkeitsuche, zu dem Buckley-Zistel auch einen eigenen Sammelband herausgegeben hat (*Gender in Transitional Justice*, Basingstoke 2011). In einer Fallstudie zu Kroatien analysiert *Miriam Schroer-Hippel*, wie eine zivilgesellschaftliche Dialoginitiative gemeinsam mit Veteranenvereinigungen das männliche Prestige der Veteranen für Versöhnungsprozesse und für die Neukonstruktion demilitarisierter Männlichkeit nutzte. *Ruth Streicher* zeigt mit ihrer ethnografischen Studie zu Südthailand den politischen Charakter feministischer Feldforschung, die mit dem Ansatz der Verletzlichkeit der Forscherin/des Forschers durch Geschlechterkonstruktionen arbeitet und dabei vielfältige Unterdrückungsverhältnisse einbezieht. Der Beitrag unterscheidet sich damit deutlich von dem Cordula Dittmers, die mit einem ähnlichen Ansatz arbeitet (s.u.).

Dem macht- und herrschaftskritischen Verständnis entsprechend bildet das

Thema „embedded feminism“ mit mehreren Beiträgen im Sammelband einen Schwerpunkt. Ein sehr anschauliches Beispiel kritischer Reflexion geben *Andrea Nachtigall & Torsten Bewernitz* mit einer Medienanalyse, die nachzeichnet, wie Frauen(rechte) als Legitimation für die Kriege im Kosovo, im Irak und in Afghanistan benutzt und feministische Themen instrumentalisiert wurden.

Zwei weitere Beiträge stellen in meiner Sicht extreme Gegensätze dar: Im besten Sinne herausragend ist der kompakt und spannend geschriebene Beitrag von *Claudia Brunner*, die nachfragt, „was es in Bezug auf das Verhältnis von politischer und epistemischer Gewalt bedeutet, wenn diese Forschung punktuell zu vermeintlichem Feminismus ‘konvertiert’ beziehungsweise ‘Genderismus’ praktiziert.“ (48) Sie untersucht dies im zutiefst patriarchalen und eurozentrischen Gebiet der Terrorismusforschung zu Selbstmordattentaten. Ein weiterer wichtiger Begriff ist dabei die „okzidentalistische Selbstvergewisserung“, den sie von Gabriele Dietze übernimmt. „Die [...] okzidentalistische Dividende erlaubt nicht mehr nur privilegierten Männern, sondern auch in Bezug auf die Kulturalisierung und Ethnisierung ihrer Zugehörigkeit privilegierten Frauen sowie Personen queerer Identität oder Positionierung die Partizipation an einem Diskurs der Selbstvergewisserung. Dieser kann zutiefst rassistisch und imperialistisch sein [...]“. (58) Die abschließende Frage nach der Möglichkeit einer feministischen Terrorismusforschung beantwortet Brunner mit einer eindeutigen Ablehnung. Damit würden ein weiter, feministischer Gewaltbegriff und das politische Potential einer Analyse des Verhältnisses von epistemischer und politischer Gewalt aufgegeben.

Stattdessen sollte sich die Forschung den Bedingungen politischer Gewalt widmen.

Mit dem Beitrag „Feministisch forschen in der Bundeswehr?“ von *Cordula Dittmer* wird den Lesenden dagegen ein Text präsentiert, der eher der Übung zur Abgrenzung dienen kann. Feministisch verpackt sind wir hier in der Tat mit einer eingebetteten Forschung und mit unzureichender Selbstkritik konfrontiert. Solche Einbindungen in militärisch-staatstragende Logiken erfolgen schleichend, subtil, so dass die Grenzen verschwimmen. Die Verwicklung und Korrumpierung ist in Dittmers Beitrag nicht gleich offensichtlich, im Gegenteil. Mir erscheint es deshalb an dieser Stelle nötig, die im Text beiläufig genannten, höchst bedenklichen Aspekte herauszustellen. Die Autorin untersucht ihre Beteiligung an einem dreijährigen Projekt der genderorientierten Organisationsforschung innerhalb der Bundeswehr in Bezug auf Auswirkungen der Beziehung ForscherIn-BeforschteR auf die Datenerhebung. Sie fasst das Setting Bundeswehr als „männliches Feld“ (93) und „Teil des ‘dominant discourse of masculine heterosexuality’“ (83) auf. In diesem Setting könne es aufgrund der den Forscherinnen gegenüber angewandten Geschlechterpositionierungen zu Verletzungen und Demütigungen kommen. Feministisch beinahe gänzlich unreflektiert bleibt dabei die Einbindung in eine militärisch-relevante Forschung, die nicht an einer zivilen, sondern an der Universität der Bundeswehr Hamburg durchgeführt wurde und bei der zwei Soldaten als studentische Hilfskräfte mitarbeiteten – Informationen, die nur in einer Fußnote zu finden sind. Die Interviews wurden in Heer, Marine und Sanitätsdienst durchgeführt. Dabei haben

drei Forscherinnen sich in mehrfacher Hinsicht *embedded*: Sie kleideten sich in Militäruniformen, probierten das Panzerfahren aus, stellten sich am Schießsimulator unter Beweis und bestanden den Initiationsritus des gemeinsamen Besäufnisses. Die Selbstreflexion bleibt in der militärischen Logik: „Das Tragen der Uniform [...] wirkte sich insofern negativ auf unseren Forschungsprozess aus, als wir unseres Status’ beraubt wurden. Denn wir bekamen keine Dienstgrade [...], was uns [...] verletzlich werden ließ.“ (85) Zudem gab es Instrumentalisierungen für militärinterne Ziele: Der Kompaniechef hoffte auf Informationen über Probleme am Standort (86). Außer einem entschuldigend angeführten Hinweis auf den durch „unseren Eintritt in die militärische Lebenswelt“ (85) ausgelösten Kulturschock finden keine (selbst-)kritischen Überlegungen statt. Zwar weist Dittmer einleitend auf Maria Mies’ Forschungen hin, deren feministische Militärkritik hat sie aber offenbar nicht zur Kenntnis genommen. Sonst hätte eine Auseinandersetzung mit der Instrumentalisierung feministischer Forschung für die – nicht nur intern patriarchal wirkende – Herrschaftsinstitution Militär stattfinden müssen. Daher kann ich für diesen Beitrag der Bemerkung in der Einleitung des Bandes, allen Beiträgen sei eine kritische Perspektive „auch gegenüber der Gefahr einer Indienstnahme für anti-emanzipative politische und wissenschaftliche Projekte“ (22) gemeinsam, nicht zustimmen.

Wie die Herausgeberinnen deutlich machen, ist nicht jede Arbeit, die Geschlechterverhältnisse einbezieht, auch feministisch. Mir ist an diesem Sammelband wichtig, dass sich neben anderen

Beiträgen auch Feminismus als Herrschaftskritik in die Friedens- und Konfliktforschung deutlich einmischt. Feministische Friedensforscherinnen nehmen eine nötige, widerständige Haltung zu wissenschaftlichen und politischen Handlungen ein, die Unterdrückungsverhältnisse und Gewalt weiterführen.

Mechthild Exo

Alexander Flores: *Zivilisation oder Barbarei? Der Islam im historischen Kontext*. Berlin: Verlag der Weltreligionen 2011, 235 Seiten

Der Versuch, Religionen und religiöse Praktiken zu historisieren und zu kontextualisieren, ist oft schwierig, doch immer zu begrüßen. Dies trifft besonders auf eine so kontrovers diskutierte Religion wie den Islam zu. Alexander Flores hat sich der Herausforderung, diese Weltreligion und von ihr inspirierte Denk- und Handlungsmuster kritisch zu untersuchen, mit Erfolg angenommen. Das Buch ist ein recht kompaktes, dabei flüssig geschriebenes Werk mit reichhaltigen Anmerkungen und einem ausführlichen Literaturverzeichnis.

Gegliedert ist es in 11 Kapitel: Einleitung (11-21), „Corpus Delicti: Der Koran“ (22-29), „Ein Gottesstaat?“ (30-51), „Der weite Mantel des Islam“ (52-70), „Fehlt da etwas?“ (71-87), „Europa als Störenfried und Stachel“ (88-111), „Reformismus und Apologetik“ (112-131), „Islamismus, islamische Bewegungen, Salafismus“ (132-153), „Das hässliche Gesicht des Islam“ (154-175), „Problemfelder“ (176-214) und „Zivilisation oder Barbarei?“ (215-223). Der Verfasser wählt somit einen Ansatz, der eine Mischung aus Chronologie und Thematik darstellt. Chronologie bezieht sich dabei auf die historische Entwicklung islamischen Denkens und

islamischer Bewegungen. Thematik steht für die Diskussion einzelner politischer oder sozialer Themen, bei denen (viele) islamische und westliche Auffassungen miteinander kollidieren. Das Kapitel „Das hässliche Gesicht des Islam“ sticht durch besondere Qualität heraus. Wie in vielen eher islamfreundlichen Publikationen wird das – mittlerweile in der Debatte von beiden Seiten *ad nauseam* wiedergekäute – Huntington'sche Modell vom „Zusammenstoß der Zivilisationen“ als wenig hilfreich, da nicht hinreichend exakt, verworfen. Andererseits macht der Verfasser auch keinen Hehl aus seinem Überdruß, um nicht zu sagen seiner Abscheu vor gewissen islamischen Praktiken und Denkweisen, die der häufig zu beobachtenden obsessiven Islamophobie eine völlig unreflektierte pro-islamische Apologetik entgegenwerfen.

Die Einleitung gibt nicht nur einen Überblick über die gegenwärtige Debatte, in der die Positionen sich von „eine Religion wie viele andere“ hin zu „obskurantistisch-totalitäres System“ erstrecken (11f), sondern arbeitet auch die Fallstricke heraus, mit denen der Untersuchungsgegenstand aufwartet. Denn „der Islam“ existiert nicht etwa als monolithisches Gebilde, sondern tritt in vielerlei Formen auf; Flores erwähnt insbesondere den Sufismus als Gegenstück zum sunnitischen, mit dem Staat assoziierten Islam. Als zentrales Problem in der Beurteilung „des Islam“ identifiziert Flores die gegenwärtig verbreitete Tendenz zum Essentialismus, die sich in entweder uneingeschränkter Ablehnung bis Verunglimpfung „des Islam“ oder in einer apologetischen Haltung äußert, die jede Kritik am „Islam“ als mit dem Antisemitismus gleichzusetzender „Islamophobie“ bezeichnet.

Da ein zentraler Punkt der Kritik am „Islam“ dessen Staatslehre ist, wird im nächsten Kapitel die islamische Staats-theorie, und was noch wichtiger ist, ihr Scheitern erörtert. Flores weist nach, dass die islamische Staats- und Regierungs- lehre letztlich an einem Punkt krankt: Außer Gott ist die einzige Kontrollinstanz für Staat und Regierung eben Staat und Regierung. Der ungerechte Herrscher müsste sich demnach selbst zur Ordnung rufen – ein Konzept, welches Flores mit vollem Recht als unrealistisch bezeichnet. Es wird anschaulich beschrieben, wie sich ein *modus vivendi* zwischen *ulama* (islamischen Rechtsgelehrten) und Herrscher bzw. Regierung gebildet hat: Letztere versuchen, ihre Handlungen zumindest äußerlich „islamisch“ zu gestalten; erstere betreiben die Jurisprudenz mehr und mehr als intellektuell-theoretisches Unterfangen, ohne sich allzu große Hoffnungen zu machen, dass die auf diese Weise erarbeiteten Rechtsgrundlagen bei den Herrschern Beachtung finden.

Das nächste Kapitel ist den verschiedenen Versuchen islamischer Intellektueller gewidmet, Islam und – häufig kolonial konnotierte – (westliche) Moderne miteinander in Einklang zu bringen. Die dabei gewählten Methoden unterschieden sich sehr; sie rangierten von strikter Ablehnung alles Westlichen (und auch häufig alles „Modernen“) bis hin zu geradezu synkretistischen Modellen, die den Muslimen nahelegte, vom Westen zu lernen und ihre Religion – wenn überhaupt – friedlich als Privatsache zu leben. An dieser kulturellen Schizophrenie hat sich, wie Flores überzeugend heraus- arbeitet, bis heute nichts geändert.

Bei seiner sich daran anschließenden Diskussion besonderer Reizthemen (Menschenrechte, Demokratie,

Frauenrechte etc.) verhehlt Flores durchaus problematische Entwicklungen nicht. Diese umfassen eine verstärkt zu beobachtende, auch gewaltsame, Radikalisierung bestimmter islamischer Bewegungen, bis hin zum (auch nach islamischer Lehre) eigentlich streng verpönten, gegen Zivilisten gerichteten Selbstmordattentat. Ebenso werden die Tendenz zu einer Abkehr oder auch zu innerer Emigration mancher Muslime in westlichen Gesellschaften problemati- siert, sowie schließlich eine gewisse Hilf- und Ratlosigkeit vieler Muslime, wie mit diesen Entwicklungen, die sie weder teilen noch gutheißen, umzugehen sei.

Besonderes Augenmerk richtet der Verfasser auf die Frage, wie „der Islam“ mit Anhängern anderer Religionen umgeht, und zwar sowohl innerhalb der Regionen, in denen Muslime die Mehrheit darstellen, als auch dort, wo sie in der Minderzahl sind. Flores schildert knapp, doch anschaulich, wie die traditio- nelle islamische Gesellschaftsordnung Christen und Juden als „Schutzbefohlenen (*dhimmis*)“ recht tolerant gegenüberstand: Beide genossen eine gewisse Autonomie in religiösen und säkularen Angelegen- heiten, mussten diese Privilegien jedoch durch eine Sondersteuer bezahlen. Es wird überzeugend dargelegt, dass moderne Ent- wicklungen, insbesondere der westliche Kolonialismus und später der Zionismus, zu einer Radikalisierung der Haltung man- cher Muslime Christen und insbesondere Juden gegenüber geführt haben.

Das Schlusskapitel greift die im Titel des Buches enthaltene Frage wieder auf und gibt die – aus dem Gelesenen dem Leser mittlerweile offensichtliche – Ant- wort: Islam ist zunächst als Religion, dann als Zivilisation zu verstehen, und somit keine „Barbarei.“ Die gegenwärtigen

Polarisierungen – auf Seiten der „Islamkritiker“ wie auch der „Islamapologeten“ – führen in die Irre, da sie einem durchaus möglichen *modus vivendi* zwischen „Islam“ und moderner, liberaler Gesellschaft im Wege stehen. Das Buch wird seinem Anspruch in vollstem Maße gerecht und ist eine höchst empfehlenswerte Lektüre für den Fachmann ebenso wie für den interessierten Laien.

Tilman Lüdke

Stefan Schmalz & Matthias Ebenau:
Auf dem Sprung – Brasilien, Indien und China. Zur gesellschaftlichen Transformation in der Krise. Berlin: Karl Dietz 2011, 207 Seiten

Die derzeitige Wirtschaftskrise hat sich seit 2008 rasch ausgebreitet und sämtliche Regionen der Erde in unterschiedlicher Härte getroffen. Es hat sich herausgestellt, dass Länder der Semiperipherie wie Brasilien, Indien und China vergleichsweise erfolgreicher darin waren, die resultierenden Schwierigkeiten zu verdauen und zu einer ökonomischen Erfolgslinie zurückzukehren. Bemerkenswert scheint desweiteren der rapide wirtschaftspolitische Paradigmenwechsel, der in den vergangenen Jahren weite Kreise gezogen hat. Neoliberaler Marktderegulierung und -Liberalisierung wurde weitgehend der Rücken gekehrt, während keynesianische Handlungsstrategien eine Art *Comeback* erfuhren. Den Autoren Stefan Schmalz und Matthias Ebenau „stellt sich die Frage, ob im globalen Süden bereits Konturen einer veränderten Kapitalismusformation erkennbar sind, die Einfluss auf die Herausbildung einer neuen Weltordnung haben werden“ (21). Die Studie wurde neben Wallersteins Weltsystemtheorie auch vom Schaffen Gramscis' und von der *école de la regulation* inspiriert. Ihr Werk liefert einen

wissenschaftlich fundierten Einblick hinter die Kulissen der politisch-ökonomischen Entwicklungen der BIC-Staaten – Brasilien, Indien und China – in den letzten 70 bis 80 Jahren. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Untersuchung der unterschiedlichen Ausprägungen der neoliberalen Ideologie und deren teilweise Überwindung im politischen Umfeld dieser Länder.

Schmalz' und Ebenaus Analyse der sich verändernden Position der BIC-Staaten gründet auf dem theoretischen Versuch, auf globaler Ebene Andeutungen eines sich neu konstituierenden Akkumulationsregimes auszumachen. Die Diskussion um das Potenzial der gegenwärtigen Finanzkrise zur Stärkung einer global wirkungsmächtigen Kraft gegen die aktuell hegemonialen ökonomischen Verhältnisse sowie Ideen zu einem möglichen postneoliberalen Szenario stellen Kernelemente des Buches dar.

Das Buch ist übersichtlich aufgebaut und folgt einem klar erkennbaren roten Faden: Ausgehend von der Skizzierung des spezifischen historischen Hintergrundes der BIC-Staaten zeichnen Schmalz und Ebenau die jeweilige Ausgangslage nach, aus der heraus die Länder mit der aktuellen Weltwirtschaftskrise konfrontiert wurden. Es folgen ein Überblick über die Auswirkungen der Krise und die Kanäle, durch welche die „Wirtschaftskrise 2008ff“ die BIC-Staaten affizierte, sowie über die jeweiligen Strategien zur Bewältigung der auftretenden Probleme. Dabei richten die Autoren ihr Augenmerk nicht nur auf den Einfluss der globalen Wirtschaft auf diese Länder, sondern vor allem auch auf die Rückwirkungen ihres Handelns auf das Weltsystem.

Letzten Endes steht die Frage im Mittelpunkt, ob bzw. in welchem Ausmaß die

Krise den BIC-Ländern als Katalysator für einen vermehrten Einfluss im internationalen Institutionengefüge (z.B. in WTO und IWF) gedient hat und ob eine Emanzipation dieser Länder – auch im Hinblick ihrer Rolle als starke Vertreter der (Semi-) Peripherie – gegenüber der westlichen Vorherrschaft im wirtschaftlichen, politischen und militärischen Bereich in naher Zukunft absehbar ist. Während sich Schmalz und Ebenau zufolge in Indien zwar eine Fortführung, wenn nicht sogar eine Festigung der neoliberalen Exportstrategie abzeichnet, reagierten Brasilien und China auf die sich drastisch verschärfenden sozialen Ungleichheiten und die aufkeimenden Protestbewegungen in der Folge wirtschaftsliberaler Reformen mit einer Abkehr von der neoliberalen Entwicklungsstrategie. Kurz- bis mittelfristig würden sich in Brasilien eine sozialdemokratische, in China eine sozialautoritäre Wende durchsetzen.

Zu kurz kommt die (regulations-)theoretische Schlussfolgerung der Autoren. In Brasilien lasse sich bereits ein Wandel von einem Wirtschaftsmodell der „fragmentierten Akkumulation“ hin zu einem Akkumulationsregime „doppelter innerer Landnahme“ beobachten (169). Auch in China sei eine derartige Entwicklung wahrscheinlich, in Indien – wo die fragmentierte Akkumulation noch nicht erschöpft sei – zumindest möglich. Unzureichend beantwortet bleibt ferner die Frage, worum genau es sich bei dem Modell der „doppelten inneren Landnahme“ handelt. Unklar ist schließlich das Verhältnis zwischen „fragmentierter Akkumulation“ und Neoliberalismus. Einerseits schreiben die Autoren, die Wende zur „doppelten inneren Landnahme“ habe sich in der Phase des Neoliberalismus vollzogen, andererseits

argumentieren sie, dass mit der „Abkehr vom Neoliberalismus in Brasilien [...] das Modell der fragmentierten Akkumulation [...] überwunden“ wurde (173). Welche Rolle spielt hier der Neoliberalismus: die einer normativen Ideologie im Rahmen des Regulationsmodus zur Harmonisierung von Produktionsweise und sozialer Ordnung? Die regulations-theoretische Argumentation scheint hier die Analyse eher zu verkomplizieren als zu einem besseren Verständnis für den aktuellen politisch-ökonomischen Kurs der BIC-Staaten beizutragen. Abgesehen von diesen Schwächen besticht das Buch durch einen perfekt strukturierten, flüssig zu lesenden Text. Inhaltlich pointiert und kompakt präsentiert es eine gute Übersicht über die gegenwärtige weltwirtschaftliche Position der BIC-Staaten, deren Umgang mit der jüngsten Weltwirtschaftskrise und deren politische und wirtschaftliche Entwicklung seit Mitte des 20. Jahrhunderts – vom *Getulismo* in Brasilien über den *Nehruvian Consensus* in Indien bis hin zum Maoismus und dem politischen Wandel in China unter dem Credo einer „Harmonischen Gesellschaft“.

Matthias Humpelstetter

John Bellamy Foster, Brett Clark & Richard York: *Der ökologische Bruch. Der Krieg des Kapitals gegen den Planeten*. Hamburg: LAIKA 2011, 482 Seiten

Der Zusammenhang zwischen der Dynamik des kapitalistischen Wirtschaftssystems und der zunehmend bedrohlichen ökologischen Krise ist ein unbedingt vordringliches Thema. Bei aller unbestreitbaren Dringlichkeit geht es dabei auch um höchst anspruchsvolle theoretische Fragen. Dies gilt insbesondere angesichts aktueller

Debatten und Strategien, die sich an die Perspektive eines „grünen Kapitalismus“ anschließen, d.h. die vielerorts behauptete Möglichkeit systemimmanenter ökologischer Reformen, mittels derer die drohende Katastrophe abzuwenden sei.

Die Autoren sind alle drei ausgewiesen durch langjährige Forschungs- und Publikationstätigkeit in einem Bereich, den man als radikale, marxistisch geprägte Ökologie bezeichnen könnte, sowie der Zeitschrift *Monthly Review* verbunden, deren Chefredakteur John Bellamy Foster seit einiger Zeit ist. Nicht von ungefähr kommt daher die intensive Bezugnahme auf Autoren wie Paul Baran und Paul M. Sweezy. Ihre theoretische Grundposition entwickeln sie auf höchst instruktive Weise in einem Kapitel, das einer wenig erinnerten Kontroverse gewidmet ist: Der Auseinandersetzung zwischen Jan-Christiaan Smuts und Arthur Tansey über ein adäquates Verständnis von Holismus. Smuts' Ansichten über die Menschheit und insbesondere ihre „Rassen“ brauchen bei einem zweimaligen südafrikanischen Ministerpräsidenten nicht überraschen (die Schlampereien, die im Hinblick auf südafrikanische Geschichte hier mitlaufen, tun es schon). Sein anhaltender Einfluss auf aktuelle Debatten über Holismus gibt zahlreichen Richtungen, die mit solchen Konzepten operieren, eine dezidiert idealistische Schlagseite. Dem stellen die Autoren Tansey, aber mit ihm zugleich eine ganze Denkschule vor allem britischer Materialisten gegenüber, die das Konzept des Holismus in einer scharfen Kontroverse während der 1930er Jahre ihrerseits reklamiert haben. Es wird deutlich: Hier gibt es für viele, die an kritischen Perspektiven interessiert sind, ein vergessenes Erbe zu erarbeiten.

Es kann nicht überraschen, dass Foster, Clark und York zuweilen drastische Belege dafür anbringen, in welch fatalem Ausmaß die aktuelle politische Reformdiskussion hinter dem zurück bleibt, was an Veränderungen notwendig wäre, um die durch vielfältige Kennziffern, zumal Klimadaten und Artensterben belegte ökologische Krise zu meistern und die drohende Katastrophe abzuwenden. Auch kann es schon vor dem Hintergrund täglicher Zeitungslektüre nicht verwundern, dass die Kennziffern selbst umstritten sind und politischer Einflussnahme unterliegen. Ein wesentlicher Einwand gegen die Option des „grünen Kapitalismus“ betrifft jenseits dieser eher vorgelagerten Auseinandersetzungen zunächst die Beobachtung, dass Effizienzsteigerungen und Einsparungen pro Produktions- oder Konsumeinheit in strategischen Bereichen bisher keineswegs zu einem wirklichen Rückgang im Verbrauch natürlicher Ressourcen oder bei der Hervorbringung von Emissionen geführt haben. Im Gegenteil wurde etwa die Effizienzsteigerung beim Autobenzin in eine größere Anzahl von Fahrzeugen mit stärkeren Motoren umgesetzt. Dieses bereits seit den 1860er Jahren bekannte, in der Folge aber vergessene Jevons-Paradox wie auch andere auf den ersten Blick paradox erscheinende Merkmale des aktuellen Kapitalismus erklären die Autoren im Wesentlichen aus dem Zwang zur Akkumulation, dem das Kapital unentrinnbar unterliegt. Allein schon aus diesem Grund ist die Ökologie-Problematik kapitalismusimmanent nicht zu lösen. Immer wieder wird dies auch in Auseinandersetzung mit der aktuellen und älteren akademischen Ökonomie begründet.

Einen wesentlichen weiteren Grund für die Verknüpfung von Kapitalismus

und Ökologie erblicken die Autoren in dem bereits von Karl Marx im *Kapital* benannten ökologischen Bruch. Im Anschluss an Justus Liebig verwies Marx in dieser wenig beachteten Passage darauf, dass durch die radikalen gesellschaftlichen Veränderungen, die vor allem mit der Industrialisierung einhergingen, der Stoffwechsel zwischen Natur und Gesellschaft zunehmend gestört sei. Auf stofflicher Ebene werden die Nährstoffe, die dem Boden durch die Landwirtschaft entzogen werden, nicht mehr dorthin zurückgeführt, wenn die pflanzlichen und tierischen Produkte über große Entfernungen abtransportiert und im städtischen, in der Regel nicht-landwirtschaftlichen Bereich konsumiert werden. Der Stoffwechselkreislauf ist unterbrochen. Es kommt zur Auslaugung der Böden einerseits und zu großen Mengen an Abfall andererseits. Lässt sich die Bodenfruchtbarkeit durch Düngereintrag zunächst aufrechterhalten, so verstärkt dies letztlich die Abfallproblematik, etwa in Form der Überdüngung und Übersäuerung von Oberflächengewässern, zumal der Weltmeere. Die Folgen der Anstrengungen, die Bodenproduktivität durch Düngung wieder zu steigern, zeichnen die Autoren anhand des Guano-Rausches nach, der im 19. Jahrhundert vor allem an der peruanischen Küste tobte und unmittelbar in die Erschließung der angrenzenden Salpeter-Lagerstätten überging, um deren Kontrolle schließlich einer der klassischen imperialistischen Stellvertreterkriege zwischen Chile einerseits, Peru und Bolivien andererseits geführt wurde.

Nicht nur hier nehmen die Autoren eine ernsthaft globale Perspektive ein, die freilich etwas verschwimmt, wenn es im Schlussabschnitt um „Auswege“

gehen soll. Man fragt sich, ob es angesichts des formulierten Anspruchs, nach dem der „Ausweg“ ja in einem grundlegenden Systemwechsel zu bestehen hätte, wirklich ausreicht, Partizipation und Basisdemokratie zu beschwören und die Perspektiven sowie auch Errungenschaften der boliviarischen Regime in Lateinamerika zu feiern. Auch wenn wir mehrfach erfahren, dass Hugo Chávez den marxistischen Philosophen István Mészáros nicht nur empfangen hat, sondern auch dessen letztes Buch reichlich mit Strichen und Anmerkungen versehen hatte, kann ich dem wenig Zuversicht abgewinnen. Vielmehr beschleicht mich ein mulmiges Gefühl des déjà lu, und zwar an die Reiseberichte, die Dutzende honorierter Intellektueller in den 1920er und vor allem 1930er Jahren über die Sowjetunion veröffentlicht haben.

Dagegen sucht man vergebens nach einem Konzept oder wenigstens der Formulierung des Problems, wie denn etwa mit dem von Marx und Liebig bereits identifizierten ökologischen Bruch unter nicht-kapitalistischen Verhältnissen umgegangen werden könne. Zunächst besteht das Problem doch offenkundig wesentlich in Urbanisierung. Die Erfahrung Kampuchéas nach dem Sieg der Roten Khmer sollte die schweren Gefahren deutlich machen, die in einer schlichten, aber höchst praktischen Negation dieser Prozesse liegen. Kurz: Das 20. Jahrhundert hat historische Erfahrungen mit Anläufen zur Überwindung des Kapitalismus erbracht, die freilich eher verdeutlicht haben, was nicht geht, denn Hinweise zu erbringen, was möglich sei. Dies bei der Untersuchung von „Auswegen“ schlicht zu ignorieren, verdammt bestenfalls zur Irrelevanz und ist schlimmstenfalls verantwortungslos. Angesichts der von den

Autoren so überzeugend wie erschreckend vorgetragenen Krisendiagnose muss vermutlich letzteres gelten.

Leichtfertig erscheint auch der Umgang mit Karl Marx. Gerade wer ihn nach wie vor als theoretischen Orientierungspunkt für unverzichtbar hält, wird dies aus einer nicht nur deklamatorisch kritischen Perspektive tun müssen. Im gegebenen Kontext wäre wenigstens zu erwarten, dass Marxens höchst ambivalente Haltung zur Technologie sorgfältig reflektiert wird; stattdessen versichern die Autoren sich und uns nur immer wieder, wie recht er doch hatte und damit auch sie rechtfertigt. Gerade wer den Zwang zur Akkumulation völlig im Einklang mit den Autoren für ein wesentliches Merkmal und Problem des modernen Kapitalismus hält, wird enttäuscht, wenn dieser Zwang nicht ein einziges Mal begründet und hergeleitet wird. Über „preaching to the converted“ kommt man da schlecht hinaus.

Schließlich ergehen sich die Autoren – vor diesem Hintergrund nicht inkonsequent – in einer Abkanzelung des westlichen Marxismus, die nicht nur deshalb ärgerlich ist, weil sie sich fast ausschließlich auf die von Georg Lukács 1923 in *Geschichte und Klassenbewußtsein* formulierte Kritik an der Engels'schen Naturdialektik und die von Lukács in einem späten Interview formulierte Selbstkritik richtet. Abgesehen davon, dass keineswegs ausgemacht ist, wie frei der Philosoph in Kádárs Ungarn sprechen konnte, ist es schlicht simplistisch, die ganze Strömung auf Überbau und Idealismus abzuschieben und so gleichsam das Kind der *Dialektik der Aufklärung* mit dem Bade einer vermutlich überzogenen und verfehlten Engels-Kritik auszuschütten. Dabei bestätigt sich im Übrigen, was oben zur Behandlung der

Marx'schen Analyse kapitalistischer Technologie angemerkt wurde. Ferner stünde es einer kritischen, handlungsorientierten Ökologie gut an, ein letzthin wenig beachtetes Erbe des westlichen Marxismus genauer zu betrachten: die von der Budapester Schule (Agnes Heller, Ferenc Féhér, György Márkus u.a.) ausgearbeitete kritische Theorie der Bedürfnisse. Gerade wer – wie auch Foster, Clark und York es verschiedentlich tun – die im gegenwärtigen Kapitalismus zentrale Frage der Generierung immer neuer Bedürfnisse stellt, sollte sich gegenüber den vor dem Hintergrund osteuropäischer Erfahrungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts analysierten Gefahren einer *Diktatur über die Bedürfnisse* versichern.

Störend ist auch die Machart des Buches. Es besteht aus grob thematisch gegliederten Aufsätzen, die in unterschiedlichen Kombinationen von den drei Autoren verfasst und ausweislich der Eingangsanmerkungen meist für die Buchpublikation überarbeitet wurden. Dennoch ist ein Ausmaß an Wiederholungen übrig geblieben, für das die in der Einleitung ausgesprochene Entschuldigung nicht ausreicht. Es geht nach dem Motto: Wer das Jevons-Paradox beim dritten Mal nicht kapiert hat, wird's bestimmt beim fünften Mal schaffen – *repetitio es mater studiorum*, sagt der Lateiner, aber meine Vorstellung von einem gut gemachten Buch sieht anders aus. Das Lamento muss fortgesetzt werden angesichts der wirklich furchtbar zu nennenden Übersetzung. Die Lektüre gleicht über weite Abschnitte einer Rüttelstrecke; gelegentlich fragt man sich, ob jemand, der wirklich kein Englisch kann, den Text noch verstehen mag, und verschiedentlich wird etwa „subject“ im Sinne von „Untertan“ als „Subjekt“ übersetzt,

oder „to suggest“ als „suggerieren“, was mit ein wenig Nachdenken auch zumeist als Möglichkeit ausscheidet. Von Interpunktion mag man schon gar nicht reden. Lustig ist aber, dass die englischen Fassungen aller Literaturverweise stehen geblieben sind – die Autoren lesen offenkundig keine andere Sprache. Bei den reichlich im Original vorkommenden deutschen Texten scheint der Übersetzer das Original zwar häufig eingesetzt zu haben, verzichtet aber darauf, auch die deutschen Titel einzusetzen. Man darf rätseln, warum. Dem wissenschaftlichen Anspruch der Nachvollziehbarkeit dient dies ebenso wenig wie die hier einmal mehr geübte Unsitte, Werkausgaben nur mit Band und Seitenzahl zu zitieren.

Dies ändert allerdings nichts daran, dass die von Foster, Clark und York vorgebrachten materiellen Analysen nicht nur erschreckend, sondern anregend und weiterführend sind. Sie hätten ein ansprechenderes Gewand verdient, oder aber den Griff zum Original, das die notwendige inhaltliche Auseinandersetzung erleichtern dürfte.

Reinhart Kößler

Stephen Corry: *Tribal people for tomorrow's world*. Cookhill: Freeman Press 2011, 303 Seiten

Der Autor, Direktor der NGO *Survival International*, hat mit diesem Buch eine Einführung in die Thematik der indigenen und v.a. der tribalen Völker vorgelegt. Akademische Standards werden hier nicht eingehalten, es gibt weder Fußnoten oder Quellenangaben noch ein Literaturverzeichnis, und die Breite der behandelten Themen und Regionen verhindert eine mehr als oberflächliche Darstellung. Dafür liefert Stephen Corry eine gut verständliche, unterhaltsame und

aufrüttelnde Perspektive auf den Gegenstandsbereich und bietet der Leserin eine Fülle von Fakten und Anekdoten: von der Sprache der Kung über Völkerwanderungen der frühen Menschheitsgeschichte und Partygewohnheiten der Amazonasindianer bis hin zur ILO-Konvention 169 und zum Landraub im Namen von Ökotourismus.

Indigene Völker definiert er über Abstammung von jenen, die vor der Mehrheitsgesellschaft in einem bestimmten Gebiet lebten, sowie über Selbstzuschreibung (18); als „tribal people“ bezeichnet er jene unter ihnen – immerhin 30 Mio. Menschen –, deren Lebensweise auf Selbstversorgung beruht und sich über mehrere Generationen deutlich von der der Mehrheitsgesellschaft unterscheidet (22) – Hippiekommunen zählen demnach für ihn nicht dazu. Corry ist unbelastet von jeglichen dekonstruktivistischen Erwägungen: Die Unterteilung der Menschheit in verschiedene Völker ist für ihn völlig unproblematisch, ja sogar „offensichtlich“, außer für Leute mit „extremistischen Ansichten“ (4). Auch mit der Darstellung tribaler Völker in Form nackter Kinder – oft von postkolonialen Studien und Weißseinsforschung als koloniales Stereotyp kritisiert – hat der Autor hinsichtlich der Abbildungen im Buch (und mehr noch auf der Homepage der NGO) anscheinend keine Schwierigkeiten.

Die hieran anknüpfenden bzw. naheliegenden Vorwürfe des Kulturalismus und der Romantisierung werden im Buch jedoch regelmäßig unterlaufen. Der Begriff der „traditionellen Kultur“ wird sorgfältig vermieden, Kulturen werden als dynamisch und ständig im Austausch begriffen konzipiert (31). Auch macht der Autor wiederholt auf den „Amish error“ und die „Curtis device“ aufmerksam. Als *Amish error* bezeichnet

er (angelehnt an die christliche Sekte in den USA) die „fehlerhafte Annahme, dass manche Völker in der Vergangenheit leben, bloß weil sie andere Technologien benutzen“ (20). In diesem Kontext verweist er darauf, dass sich manche tribalen Gruppen (neben den Amish und manchen Hippies) bewusst für dieses Leben entschieden haben. Der zweite Neologismus bezieht sich auf Edward Curtis, der um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert mit seinen Fotografien das Bild der *native Americans* entscheidend prägte. Dabei hatte Curtis regelmäßig „moderne“ Gegenstände aus den Abbildungen herausretuschiert (125). *Curtis device* bezieht sich demnach auf die auch heute verbreitete Praktik der gezielten Auslassung maschinell hergestellter Dinge in Darstellungen tribaler Völker.

Hinsichtlich des Romantisierungsvorwurfs verweist der Autor deutlich auf die Existenz „barbarischer Praktiken“ bei manchen indigenen Völkern, ähnliche, von vielen als unmenschlich angesehene Praktiken ließen sich jedoch auch in industrialisierten Gesellschaften auffinden (167). Mit Hinweis auf eher mythische bzw. sozialdarwinistische Vorstellungen unaufhaltsamen Fortschritts, der ein Verschwinden tribaler Lebensweisen unausweichlich mache und Eingriffe in diese im Namen der „Entwicklung“ rechtfertige (294f), weist er den Vorwurf ansonsten als Versuch zurück, antikoloniale oder menschenrechtliche Einwände gegen derartige Interventionen zu diskreditieren. Corrys zentrale Forderung ist demnach, den Landraub gegenüber tribalen Völkern – sei es durch Staudämme, Naturparks oder Wiederaufforstungsgebiete – zu beenden bzw. ihnen die Kontrolle über die entsprechenden Gebiete zurückzugeben. Unter diesen Bedingungen komme es in den

indigenen bzw. tribalen Gemeinschaften auch nicht zu Anomie, Alkoholismus und Gewalt (147), die z.B. bei den australischen Aborigines so verbreitet seien (107).

Ein Vorwurf, den Corry nicht entkräften kann, der aber auch im ganzen Buch nicht ernsthaft diskutiert wird, ist von feministischer Seite zu erheben: Die geschlechtliche Arbeitsteilung in tribalen Gesellschaften wird als omnipräsent, egalitär und konfliktfrei dargestellt (158f). Auch die politischen Kämpfe indigener Bewegungen erscheinen merkwürdig geschlechtsneutral – wobei ein Blick nach Chiapas gereicht hätte, um diese wichtige Dimension einzubeziehen: Dort haben die Frauen antipatriarchale Bedingungen für ihre Beteiligung am antikolonialen Kampf gestellt. Trotz der durchaus problematischen Aspekte ist die Lektüre des Buches jedoch zweifelsfrei bereichernd, nicht nur wegen der Thematisierung strukturell ähnlicher Konflikte in zahlreichen Staaten, sondern auch, weil es an konkreten Beispielen auf die Kontingenz und Nichtuniversalität vorherrschender gesellschaftlicher Leitbilder aufmerksam macht.

Aram Ziai

Anmerkung:

- 1 vgl. dazu ausführlich: Yılmaz-Günay, Koray (Hg.) (2011): *Karriere eines konstruierten Gegensatzes: zehn Jahre „Muslime versus Schwule“*. *Sexualpolitiken seit dem 11. September 2001*. Berlin.

glokal e.V. (Hg.): *Mit kolonialen Grüßen... Berichte und Erzählungen von Auslandsaufenthalten rassismuskritisch betrachtet*. Berlin 2012, 38 Seiten

Wenn Menschen aus dem Globalen Norden in den Globalen Süden reisen, mag

dies mit einer individuellen Motivation von Freiheit oder Engagement verbunden sein. Die vorliegende Broschüre macht auf das „schwere Gepäck“ (5) der Reisenden sowohl vor als auch nach den Erfahrungen „in der Ferne“ aufmerksam. Der Verein, der sie herausgegeben hat, ist im Bereich der entwicklungspolitischen Bildung tätig.

Anknüpfend an postkoloniale Debatten um Weiß-Sein und Rassismus gibt die Publikation einen umfangreichen Einblick auf die individuelle Reproduktion von Macht- und Unterdrückungsstrukturen. Dabei richtet sie sich vor allem an Weiße Reisende aus dem Globalen Norden. Sie ist in einer Weißen „Wir-Perspektive“ formuliert. Egal ob als Rucksack- oder andere TouristInnen, PraktikantInnen, TeilnehmerInnen an Jugendbegegnungen oder einem Internationalen Freiwilligen-Dienst unterwegs, bietet sie vielfältige Denkanstöße zur Reflexion der eigenen gesellschaftlichen Position und sensibilisiert für die Perspektive, aus der heraus die Reisenden sprechen, schreiben oder fotografieren. Sie macht deren privilegierte, keineswegs „natürliche“ oder „objektive“ Position und die Verstrickung in die Reproduktion und Verfestigung kolonialer, globaler Machtungleichgewichten deutlich.

Eine Leerstelle bildet das weitgehende Fehlen einer Reflexion darauf, dass diese Art der Mobilität bestimmten Klassen vorbehalten ist, ein Privileg, das auch manche Weiße Menschen aus dem Globalen Norden ausschließt.

Nach der Einführung in die Funktionsweise von rassistischen Herrschaftsstrukturen untersuchen die AutorInnen diskursanalytisch Reiseberichte, Blogs und Fotos von Auslandsaufenthalten nach wiederkehrenden Mustern. Dabei lesen sich manche Berichte „gar wie koloniale

Reiseberichte“ (6). Durch wiederkehrende, rassismuskritische Argumentationen gelingt es den VerfasserInnen, koloniale oder rassistische Fallstricke sichtbar zu machen. Zudem bietet dieses Vorgehen die Möglichkeit, die einzelnen Kapitel nebeneinander zu lesen, was insbesondere in der politischen Bildungsarbeit hilfreich ist. Am Ende der Kapitel sind zudem Textboxen mit Fragen und Handlungsempfehlungen zu finden, die zum Nachdenken darüber anregen, wie Macht- und Unterdrückungsstrukturen durch das eigene Handeln zu reduzieren sind: „Berichte ich von Privilegien, die ich selbst genieße? Vermeide ich es, sie als Normalität darzustellen oder ganz zu verschweigen?“ (26). „Gelingt es mir, die Welt nicht als Museum darzustellen? Treten ihre Bewohner_innen als Subjekte auf?“ (33). In weiteren Textboxen sind in dominanten Diskursen marginalisierte Begriffe und Konzepte (wie Globaler Norden/Süden, Schwarz, Weiß und *People of Color*) erklärt.

Die Broschüre ist aufgrund ihrer Verständlichkeit leicht zugänglich und kann daher in der politischen Bildungsarbeit vielfältig eingesetzt werden, von Jugendzentren, über Schulen und Entscheideorganisationen bis hin zu Universitäten. Zudem ist sie dank *Creative-Commons*-Lizenzierung breit zugänglich. Sehr praxis- und handlungsorientiert geschrieben, richtet sie sich vor allem an junge, Weiße Menschen, die einen Auslandsaufenthalt planen oder sich bereits in einem Austausch-Programm befinden. Daher sind vor allem die Fragen zur Sensibilisierung äußerst wertvoll, da sie Impulse zum Nachdenken über eigene und fremde Lebenswelten bieten.

Die Broschüre stellt einen nützlichen Beitrag zur bisher nur rudimentär

vorhandenen Literatur über die Stellung von „Freiwilligen“ im Ausland und von Reisenden aus dem Globalen Norden dar und bietet Anregungen für eine tiefergehende Auseinandersetzung mit den Themen Rassismus, (Post-)Kolonialismus und Privilegien.

Natascha Nassir-Shahnian

Stacey A. Langwick: *Bodies, Politics, and African Healing. The Matter of Maladies in Tanzania*. Bloomington, IN, & Indianapolis, IN: Indiana University Press 2011, 300 Seiten

Welche Möglichkeiten gibt es, über empirisch-wissenschaftlich nicht nachweisbare Dinge wie Dämonen, Ahnen und ähnliches akademisch zu sprechen? Die Autorin, Dozentin für Anthropologie an der Cornell Universität in North-Carolina (USA), wählt den Terminus „malady“, um die von Menschen in Südost-Tansania vorgebrachten unerwünschten, schmerzhaften und einschränkenden Zustände zu fassen, die durch die englischen Termini „disease“, „illness“ und „sickness“ nicht angemessen zu bezeichnen sind. Entsprechende Übersetzungs- und Spracharbeit prägt ihr Anliegen, nicht a priori zwischen „traditioneller Medizin“ und „Biomedizin“, zwischen den Praktiken von HeilerInnen und Krankenhauspersonal oder zwischen Krankenhauskarten von Unter-Fünfjährigen und *mashetani* (unsichtbare „Tunichtgute“) zu unterscheiden. Was „Objekte“, „Entitäten“ und insgesamt „Materialitäten“ kennzeichne, sei nicht theoretisch festzulegen, sondern nur darüber, wie sie entstünden, wie sie verständlich und fassbar gemacht würden, und vor allem, wer das Recht habe, dies zu tun. Es geht ihr also um nichts weniger als um „ontologische Politik“ (9),

um die politische Frage der (Un-)Möglichkeit von Existenz im postkolonialen Zeitalter, darum, wessen Präsenz anerkannt wird, was als real wahrgenommen wird und welche Daseinszustände Anerkennung finden. Das Buch macht sich zur Aufgabe, die therapeutischen Praktiken in Südost-Tansania danach zu untersuchen, „wie sich Menschen die Welt erschließen, in sie eingreifen und sie transformieren“ (2). Stacey A. Langwick vertritt dabei die These, dass das „epistemologische Problem postkolonialer Heilung nur durch ein radikales Umdenken der ontologischen Basis von Therapie angegangen werden kann“ (7). Theoretisch verortet sie sich in der Wissenschafts- und Technikforschung sowie in den Postkolonialen Studien, methodologisch in historisch fundierter Ethnographie. Ihre Studie beruht auf Feldforschung zwischen 1998 und 2008 in Tansania, speziell auf dem Makonde-Plateau im Südosten des Landes.

Das Buch ist (exklusive Einleitung und Schlussfolgerung) in drei Teile gegliedert. Diese sind gerahmt von einem Prolog und einem Epilog, in denen Langwick auf ihre persönliche Beziehung zu einer Heilerin und deren Familie eingeht. Im ersten Teil („A short genealogy of traditional medicine“) macht sie sich auf die über hundert Jahre alte Spur der Kategorie „traditionelle Medizin“. Sie verortet deren Entstehung sowohl in Regulierungsbemühungen der deutschen und britischen Kolonialadministrationen (Kapitel 2) als auch in der durch sozialistische Beziehungen mit China und Kommodifizierungstendenzen im Zeitalter von Neoliberalismus geprägten postkolonialen Globalisierung traditioneller Medizin (Kapitel 3). In der Kolonialzeit sei es – nach Ereignissen, in denen das politische Mobilisierung ermöglichende, herrschaftsgefährdende Moment

„traditioneller Medizin“ deutlich wurde, beispielsweise dem Maji-Maji-Krieg – darum gegangen, kohärente Kategorien zu finden, um Kontrolle und Verfolgung zu ermöglichen. Ausgehend von einer Unterscheidung zwischen „(Aber-) Glauben“ und „Realem“ seien die Kategorien „Hexerei/Zauberei“ und „Medizin der Eingeborenen“ entstanden, die sich keineswegs mit den bestehenden Kategorien *uchawi* und *uganga* deckten. Die Differenzierung habe der britischen Kolonialadministration erlaubt, unerwünschte Praktiken erstem zuzuordnen und juristisch zu verfolgen, Erwünschtes hingegen der wissenschaftlichen Erforschung zugänglich zu machen. Entscheidend sei dabei gewesen, dass man „Hexerei/Zauberei“ als reales Phänomen nicht anerkannt habe. Menschen, die angaben, dem nachzugehen, dem aus Sicht der Kolonisierenden mangels Existenz nicht nachgegangen werden konnte, wurden vielmehr als „BetrügerInnen“ verfolgt. Als substanzlos abgetan habe man damit auch die Bedrohungen, die von den Kolonisierten unter *uchawi* gefasst wurden. Kolonialismus „transformierte somit, wer und was in Afrika das Recht hatte zu existieren. Es machte Realität selbst zu einer politischen Frage“ (40). Auch heute noch müssen alle HeilerInnen bei ihrer Registrierung unterschreiben, dass ihre Therapien keine „Hexerei/Zauberei“ beinhalten. Nur dieser geschichtliche Hintergrund erlaubt es Langwick zufolge zu verstehen, warum sich „traditionelle Medizin“ heutzutage offiziell auf medizinische Substanzen beschränkt.

Ausgehend von Louis Althusser's Einsichten in Anrufungseffekte fragt die Autorin im zweiten Teil („Hailing Traditional Experts“) nach den Subjektivierungsprozessen, die zu den beiden

ExpertInnengruppen „traditionelle Heilerin/traditioneller Heiler“ (Kapitel 4) und „traditionelle Geburtshelferin“ (Kapitel 5) geführt haben. Dabei zeigt sie beispielsweise auf, dass „traditionell“ im Fall der Geburtshelferinnen rein gar nichts mit „überliefert“ oder „gesellschaftlich verwurzelt“ zu tun hat: Ältere Frauen mit weitreichender Erfahrung in Geburtshilfe fühlen sich nicht angesprochen und sind auch nicht die bevorzugte Zielgruppe der von internationaler Entwicklungspolitik geförderten staatlichen Programme zur Integration und Ausbildung von „traditionellen Geburtshelferinnen“. Spezialisiertes lokales Wissen über Geburt besteht aus Therapien, bei denen es um Komplikationen bezüglich Empfängnis, Schwangerschaft, Geburtsvorgang und Niederkunft geht; es beinhaltet pflanzliche Mittel und bezieht „Nichtmenschen“ (*nonhumans*) ein (126). „Traditionelle Geburtshelferinnen“ sollen jedoch rein biomedizinisch handeln und als untergeordnete Verbindungspersonen Frauen bei Komplikationen den Weg in die Kliniken weisen. So sind es eher von der Biomedizin überzeugte, junge Frauen, denen kein eigenes Wissen um Geburtshilfe „auszutreiben“ ist, die zu „traditionellen Geburtshelferinnen“ werden. Langwick zeigt, wie mit den „traditionellen Geburtshelferinnen“ ein „neuer Typus von Hausgeburtsautorität ins Leben gerufen wurde“, „eine Praktikerin, die unter dem Zeichen von Tradition als eine Verbündete staatlicher (biomedizinischer) Gesundheitsversorgung arbeitet“ (121f).

Der dritte Teil („Healing matters“) bildet den ethnographischen Kern des Buches: die Feldforschung auf dem Makonde-Plateau. Er stellt die Arbeit einer Heilerin und deren Tochter vor. Langwick untersucht unterschiedliche

Dimensionen von Heilung an der Schnittstelle und in den Zwischenräumen unterschiedlicher Wissensordnungen. Kapitel 6 befasst sich damit, wie Objekte zu therapierbaren Objekten werden. Anschließend wendet sich die Autorin den Kämpfen zwischen traditionellen HeilerInnen und Klinikpersonal um „von Krämpfen geschüttelte Kinderkörper“ zu. In diesem siebten Kapitel geht es darum, wann und wie verschiedene AkteurInnen das „traditionelle“ Leiden *degedege* und die „moderne“ Krankheit Malaria vergleichen und übersetzen. Abschließend betrachtet Langwick im achten Kapitel Phänomene, die biomedizinisch nicht übersetzt werden können und in der „modernen“ Medizin ontologisch keinen Platz haben. Dabei argumentiert sie, „dass *mashetani* und andere ‘Entitäten’, die für Heilung auf dem Plateau zentral sind, durch eine Reihe von Interaktionen, die durch therapeutische Praktiken strukturiert sind, fassbar und begreiflich werden“ (152). Ohne der in medizinethnographischen Studien zu Afrika üblichen Trennung zwischen „natürlich“ und „sozial“ verursachten Krankheiten zu folgen, konzentriert sich Langwick in Kapitel 5 beispielsweise darauf, wie sowohl bei HeilerInnen als auch in Kliniken durch semiotisch-materielle Praktiken Objekte ins Leben gerufen werden, in die dann interveniert und über die diskutiert werden kann. So würden in Südost-Tansania primär drei Objekte therapeutischer Praxis hergestellt: Teufel/Dämonen, Neid und zukünftige PatientInnen. Therapeutische Praktiken „objektivierten“ somit Entitäten und Objekte, womit Eingriffe überhaupt erst möglich würden. Dies gelte für auf *mashetani* bezogene Praktiken von HeilerInnen genauso wie für auf biomedizinische Körper gerichtete

Krankenhauskarten für Unter-Fünfjährige. Die Praktiken von HeilerInnen zeigten auf, „dass traditionelle Medizin die Möglichkeit bereitstellt, materielle Welten zu demokratisieren, indem Objektivierungspraktiken koordiniert werden, d.h. durch die Koordinierung der Ereignisse, die praktische alternative Materialitäten etablieren“ (174).

Langwick hat eine theoretisch komplexe und empirisch fundierte Studie vorgelegt – nie hat man den Eindruck, sie vernachlässige das eine zugunsten des anderen. Dabei merkt man den Erkenntnissen an, dass sie über ein Jahrzehnt reifen konnten, denn das Buch ist trotz der unzugänglich erscheinenden Materie gut verständlich – auch für LeserInnen, die mit Anthropologie oder Afrikawissenschaften nicht vertraut sind. Der Autorin gelingt es, die politische Bedeutung von Materialität(en) im Bereich der Heilung neu zu fassen: Einem medizinischen Pluralismus, der von der Gleichzeitigkeit und Interaktion unterschiedlicher Heilungsformen ausgeht, setzt sie den Primat von diskursiven und materiellen Praktiken entgegen, welche Gegenständigkeit und Möglichkeiten des Zugriffs überhaupt erst entstehen lassen. Das kluge, persönliche Buch wird an keiner Stelle zu wissenschaftlicher Spielerei, sondern ist dem Politischen, den Fragen nach Herrschaft und deren Transformation, permanent auf den Fersen. Gerade weil Langwick ansonsten explizit ihre Person und Subjektivität in die Forschung einfließen lässt, hätte ich mir bei einer von postkolonialen und feministischen Studien inspirierten Arbeit allerdings gewünscht, dass sie auf die hochpolitische Frage eingeht, wie es überhaupt zu dieser Forschung kam. Nun erscheint es als Zufall bzw. als normalste Sache der

Welt, dass sie als *weiße* US-Amerikanerin jahrelang in Südost-Tansania mit HeilerInnen gelebt und gearbeitet hat. Auf diese bei (vor allem) anthropologischen Studien häufig zu konstatierende Leerstelle haben beispielsweise Akhil Gupta und James Ferguson hingewiesen: Sie verunmöglicht, der wichtigen Frage nachzugehen, welche Auswirkungen die koloniale Vergangenheit für die Wahl von Gegenstand und Ort für „Feldforschung“ hat. Zuletzt sei noch eine Bemerkung zur Bibliographie erlaubt, die auf die Effekte der Hegemonie der englischen Sprache und des anglo-amerikanischen

Wissenschaftsbetriebs hinweist: Walter Bruchhausens Buch *Medizin zwischen den Welten. Geschichte und Gegenwart des medizinischen Pluralismus im süd-östlichen Tansania*, eine vor einigen Jahren – allerdings nur auf Deutsch – erschienene, umfassende Studie mit gleicher thematischer und regionaler Eingrenzung, findet hier keine Erwähnung. Eine Auseinandersetzung mit deren Erkenntnissen hätte auch Langwicks Versuch, sich vom „medizinischen Pluralismus“ abzugrenzen, deutlicher zum Ausdruck bringen können.

Daniel Bendix

Eingegangene Bücher

- Al-Rebholz, Anil: *Das Ringen um die Zivilgesellschaft in der Türkei. Intellektuelle Diskurse, oppositionelle Gruppen und Soziale Bewegungen seit 1980*. Bielefeld: transcript 2013 (= Kultur und soziale Praxis), 406 S.
ISBN: 9783837617702
- Brand, Ulrich; Isabella Margerita Radhuber & Almut Schilling-Vacaflor (Hg.): *Plurinationale Demokratie in Bolivien. Gesellschaftliche und staatliche Transformationen*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2012, 388 S.
ISBN: 9783896918932
- Boschi, Renato, & Carlos Henrique Santana (Hg.): *Development and Semi-Periphery. Post-neoliberal Trajectories in South America and Central Eastern Europe*. London: Anthem Press 2012, 336 S.
ISBN: 9780857284402
- Boschi, Renato R. (Hg.): *Variedades de Capitalismo, Política e Desenvolvimento na América Latina*. Belo Horizonte: Editora UFMG 2011, 376 S.
ISBN: 9788570418692
- Filme für eine Welt; Evangelisches Zentrum für entwicklungsbezogene Filmarbeit (EZE) & BAOBAB – Globales Lernen (Hg.): *Filme zum Wegwerfen. Müll und Recycling als globale Herausforderung*. Wien: BAOBAB u.a. 2012, DVD, 200 min
- Heinlein, Michael; Cordula Kropp; Judith Neumer; Angelika Poferlm & Regina Römhild (Hg.): *Futures of Modernity. Challenges for Cosmopolitical Thought and Practice*. Bielefeld: transcript 2012 (= Sozialtheorie), 240 S.
ISBN: 9783837620764
- Karl, Michaela, & Hilmar Königund: *Phoolan Devi – Die Rebellin*. Hamburg: LAIKA 2012 (= Bibliothek des Widerstands, Bd. 13), 176 S.
ISBN: 9783942281836
- Kiefer, Thomas: *Die britischen Kolonien Kenia, Nord- und Südrhodesien in der Entkolonisierung, 1945-1965. Politische Strukturen von Siedlergesellschaften in der Krise*. Berlin: Lit 2012, 416 S.
ISBN: 9783643119834
- Kößler, Reinhart, & Hanns Wienold: *Gesellschaft bei Marx*. 2. korrigierte und erweiterte Auflage, Münster: Westfälisches Dampfboot 2013, 381 S.
ISBN: 9783896915108
- Kurfürst, Sandra: *Redefining public space in Hanoi. Places, practices and meaning*. Münster u.a.: LIT 2012 (= Southeast Asian Modernities, Bd. 13), 184 S.
ISBN: 9783643902719
- Leemann, Ramon: *Entwicklung als Selbstbestimmung. Die menschenrechtliche Formulierung von Selbstbestimmung und Entwicklung in der UNO, 1945–1986*. Göttingen: V&R unipress 2013, 543 S.
ISBN: 97838471100393
- Marquardt, Nadine, & Verena Schreiber (Hg.): *Ortsregister. Ein Glossar zu Räumen der Gegenwart*. Bielefeld: transcript 2012 (= Sozialtheorie), 320 S.
ISBN: 9783837619683
- Muchie, Mammo; Sanya Osha & Matlotleng Matiou (Hg.): *The Africana World. From Fragmentation to Unity and Renaissance*. Pretoria: Africa Institute of South Africa 2012, 363 S.
ISBN: 97807983303118
- Ramirez-Voltaire, Simon: *Symbolische Dimensionen von Partizipation. Aushandlung von lokalpolitischen Gemeinwesen und Institutionen im Kontext der bolivianischen Dezentralisierung*. Berlin: edition tranvia – Verlag Walter Frey 2012 (= Fragmentierte Moderne in Lateinamerika, Bd. 12) 420 S.
ISBN: 9783938944653
- Stoll, Florian: *Leben im Moment? Soziale Milieus in Brasilien und ihr Umgang mit Zeit*. Frankfurt a.M. u.a.: Campus 2012, 366 S.
ISBN: 9783593397641